

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 82=102 (1936)

Heft: 10

Artikel: Der Ueberfall . Beitrag zu einem eigenen, auf Schweizer
Kriegsgeschichte aufgebauten Kampfverfahren

Autor: Röthlisberger, M.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-14187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dient endlich das letzte Heft, worin Paul E. Martin «Die Eidgenössische Armee von 1815 bis 1914» in gedrängtem Rückblick und doch mit grosser Genauigkeit und vielen wissenswerten Einzelheiten behandelt. Diese Arbeit, die durch neuere, besser ausgestattete Veröffentlichungen wohl ergänzt, aber in ihrem Werte nicht geschmälert worden ist, gibt dem Ganzen einen würdigen Abschluss.

Die «Schweizer Kriegsgeschichte» ist, wie diese lückenhafte Uebersicht zu zeigen versucht, ein Werk von erstaunlicher Reichhaltigkeit. Eine bessere Quelle der Belehrung auf dem Gebiete nationaler Wehrwissenschaft besitzen wir nicht. Das Studium der Kriegsgeschichte aber bildet — Herr Oberstdivisionär Bircher wird nie müde, es in seinen klassischen Buchbesprechungen zu betonen — für den Milizoffizier die Grundlage sicheren Könnens. Aus der allgemeinen Kriegsgeschichte lernen wir, was die Stellung eines Vorgesetzten von uns verlangt. Aus der eidgenössischen Geschichte aber schöpfen wir mehr; sie gibt uns wehrhafte Kraft, soldatische Entschlossenheit und stolzes Vertrauen in unsere Zukunft.

Der Ueberfall

Beitrag zu einem eigenen, auf der Schweizer Kriegsgeschichte aufgebauten Kampfverfahren.

Von Oberstleutnant *M. Röthlisberger*, Kdt. J. R. 15, Bern.

Die Anregung zu einer Arbeit über den Ueberfall als einer Taktik schweizerischer Eigenart verdanke ich der Manöverbesprechung der 3. Division im Jahre 1934. Herr Oberstkorpskommandant Wille hat dort einen geplanten Ueberfall behandelt und den Erfolg solcher Unternehmungen davon abhängig gemacht, ob es gelinge: die eigene Absicht zu verschleiern, darüber hinaus den Gegner zu täuschen und aus klug gewählter Bereitschaft die Bewegung schlagartig auszulösen. Die Manöverbesprechung brachte mich damals gefühlsmässig zur Einsicht, dass Ueberfall etwas anderes, das heisst mehr bedeutet als Angriff, und ich nahm mir vor, das Wesen dieser Kampftart einmal näher zu untersuchen. Es stellt sich nämlich die Frage, ob in einem Ueberfall allgemein derartige Erfolgsaussichten ruhen, dass wir grundsätzlich die Ueberfalltaktik pflegen und unser Kampfverfahren planmässig nach dieser Richtung hin ausbauen sollten.

Ein Hang zur Ueberfalltaktik liegt uns Schweizern im Blut. Wir fühlen es, dass im Ueberfall eine der Möglichkeiten liegt, wo die kleine Zahl über die grosse Masse siegen, wo der Schwächere den Mächtigen vernichten kann. Wir wissen zwar,

dass auf dieser Welt auch der Starke sich nicht scheut, über einen Schwachen herzufallen; aber dann schlägt unser Herz für den Angegriffenen und wir verurteilen das Vorgehen des Angreifers aus innerster Ueberzeugung. Wenn immer aber ein kleines Volk sich gegen Uebermacht verteidigen muss und im ungleichen Kampf dem Eindringling da oder dort einen vernichtenden Schlag versetzt, da leben und hoffen wir mit dem Schwachen. Allein, in taktischen Dingen dürfen wir nicht die Gefühle sprechen lassen; das für unsere Armee geeignete Kampfverfahren lässt sich nur durch unablässiges Prüfen, Vergleichen und Ueberlegen herausfinden. Liegt im Ueberfall die unserer Wesensart, unserem Gelände und unseren Mitteln am besten entsprechende Taktik, oder ist er bloss eine Kampfarmt der guten Gelegenheit; das ist hier die Frage.

I.

Durch den Ueberfall, wie wir das Wort in unserer taktischen Sprache verstehen wollen, gelingt es einer entschlossenen Minderheit den Gegner in ungünstiger Lage überraschend anzugreifen und zu vernichten.

Es hat für uns neutrale Schweizer keinen Sinn, den «Ueberfall» so weit zu fassen, dass darin auch der strategische Ueberfall inbegriffen wäre. Der strategische Ueberfall, wie ihn beispielsweise Friedrich der Grosse zur Eröffnung des Ersten Schlesischen Krieges ausgeführt, oder wie ihn Graf Alfred Schlieffen für den deutschen Einbruch in Belgien und Frankreich ausgedacht hat, die Lehre vom Praeventivkriege, der wir in der ausländischen Militärliteratur öfters begegnen, ist unserer Denkweise seit Jahrhunderten fremd. Unsere Armee wird in strategischem Sinne niemals einen andern Staat, weder zu Lande noch in der Luft, überfallen; aber, einmal angegriffen, werden wir, wo immer sich Gelegenheit bietet, aus der reinen Abwehr hervortreten und über unsern Gegner herfallen.

Zum Wesen des Ueberfalles gehört für uns der Kampf einer Minderheit gegen eine Masse, und zwar der Angriff einer entschlossenen Minderheit. Wir wissen, dass ein Ueberfall niemals glücken wird, wenn nicht Kühnheit und Wagemut uns beseelen, also moralische Kräfte, die sich in der Entschlossenheit offenbaren. Zu einem Ueberfall gehört aber noch mehr: man muss den Gegner überraschen, wenn er sich in ungünstiger Lage befindet, und der Schlag muss für ihn vernichtend sein. Darin unterscheidet sich der Ueberfall vom blossen Angriff, dass der Gegner selber irgendwie, durch ungeschicktes Handeln oder falsche Massnahmen, zu seinem eigenen Verderben beitragen muss. Ein Angriff kann schliesslich befohlen werden, ohne dass man sich

um die Absichten des Andern im geringsten kümmert; ja der Angriff gilt allgemein dann, wenn man über den Feind nichts weiss, als das beste Mittel, die Lage zu klären. Beim Ueberfall dagegen muss vorher schon ein gewisser Nachteil für den Gegner eingetreten sein, dessen rechtzeitiges Erkennen und rasches Ausnützen erst die Voraussetzungen zu einem vollen Erfolge schafft.

Die eigene Behinderung des Gegners als Voraussetzung zum Ueberfall wird bei uns vor allem durch das *Gelände* herbeigeführt. Wer denkt da nicht an Morgarten, 15. November 1315, wo das Engnis zwischen See, Sumpf und Berg dem Ritterheer jede Bewegungsfreiheit nahm und es dem Angriff der Eidgenossen in ungünstigster Lage aussetzte. In gleicher Weise können aber auch *taktisch unrichtiges Verhalten* oder sogar nur *falsche geistige Einstellung* beim Gegner die Bedingungen zu einem Ueberfallen werden setzen. Der für unsere Waffen unglückliche Ueberfall bei Arbedo, 30. Juni 1422, gelang den Mailändern hauptsächlich deshalb, weil die Eidgenossen, statt ihre Streitkräfte zusammenzufassen, den Gotthard unklugerweise mit getrennten Heerbannern überschritten hatten. Infolge dieses taktischen Fehlers konnte dann der herzogliche Condottiere Carmagnola die ernerische Vorhut nahezu vernichten, ohne dass die zurückgebliebene Hauptmacht von diesem Kampfe überhaupt etwas wusste.*) Die durch überfallweisen Angriff eröffnete Schlacht von Murten, 22. Juni 1476, wäre für uns kaum zum vernichtenden Siege geworden, wenn Karl der Kühne die Eidgenossen nicht bedeutend unterschätzt, also einen schweren psychologischen Fehler begangen hätte. Auch in neuzeitlichen Verhältnissen bleiben sich wohl die durch die Beschaffenheit des Geländes gegebenen Ueberfallmöglichkeiten gleich. Ebenso werden taktische oder psychologische Fehler selbst beim gewandtesten Gegner immer wieder vorkommen; denken wir an unbedachte Truppensammlungen oder an sorglose Unterkunftsbezüge. Die so sich bietenden Gelegenheiten gilt es dann mit kühnem Entschluss auszunützen und über den Gegner herzufallen, bevor er aus seiner ungünstigen Lage austritt.

Ein erfolgreicher Ueberfall liegt schliesslich nur dann vor, wenn es gelingt, dem Gegner einen vernichtenden Schlag zu versetzen. In dieser Beziehung sollen wir allerdings die Forderungen nicht überspannen. Obschon bekanntlich die Vernichtungsschlacht als Inbegriff der Feldherrnkunst gilt, dürfen wir doch nicht vergessen, dass weder Cannae noch Sedan oder Tannenberg einen Krieg zu beenden vermochten, sondern dass die

*) Schweizer Kriegsgeschichte, Band I, Heft 3, Seite 51 ff.

wahren Feldzugsentscheidungen vielfach nur sogenannten ordinären Siegen, wie sie bei Leipzig, bei Waterloo, und an der Marne errungen wurden, zu verdanken sind. Die restlose Vernichtung eines Feindes in offener Feldschlacht ist nur in den allerseltensten Fällen gelungen. So ist ein Ueberfall schon dann als erfolgreich zu bezeichnen, wenn kleinere Teile oder wichtige Glieder des feindlichen Heeres, insbesondere auch hinter der Front und in den rückwärtigen Verbindungen, vernichtend geschlagen werden.

Unsere Begriffsbestimmung lässt die Frage offen, mit welchen Mitteln ein Ueberfall ausgeführt wird. Mit Recht; denn jedes Mittel, das geeignet ist, den Gegner zu vernichten, kann zum Ueberfall verwendet werden. In der Zeit vor dem Weltkrieg befasste sich die Taktiklehre fast ausschliesslich mit dem Feuerüberfall, das heisst mit dem schlagartig einsetzenden Infanterie- oder Artilleriefeuer. Nunmehr tritt neben den Feuerüberfall als gleichberechtigt der Ueberfall mit Gasgeschossen und der Ueberfall aus der Luft. Der Ueberfall mit Kampfwagen ist hier als besondere Art des Feuerüberfalles zu erwähnen, wenn sich auch der ungeheure Eindruck, den der erste Masseneinsatz dieses neuen Kampfmittels in der Tankschlacht von Cambrai, 20. November 1917, in Verbindung mit dem Nebel hervorrief, kaum wiederholen dürfte.

Die Mittel, mit denen Ueberfälle ausgeführt werden können, sind mit Feuer und Gas aber keineswegs erschöpft. Die Eidgenossen haben am Morgarten die Wirkung ihres Ueberfalles durch herabrollende Felsblöcke und Baumstämme wesentlich verstärkt. Künstliche Steinlawinen gelangten auch im Weltkrieg an der Alpenfront zur Anwendung, und nicht minder würden wir bei Ueberfällen in schwierigem Gelände alle derartigen Möglichkeiten ausnützen. Zu den Naturgewalten, die ein zum äussersten entschlossener Verteidiger überfallweise entfesseln kann, zählen auch die Wasserfluten. Wir wissen, dass in den Niederländischen Freiheitskriegen die Geusen die Deiche durchstiessen und ihr Land unter Wasser setzten, um es den fremden Eroberern nicht preiszugeben. In ähnlicher Weise haben die Belgier 1914 durch künstliche Ueberschwemmungen den deutschen Vormarsch an der Yser aufgehalten. Diese Massnahmen waren aber insofern nicht Ueberfälle, als sie in blosser Abwehr geschahen und nicht gleichzeitig auch den Zweck verfolgten, die nachdrängenden Feinde elendiglich zu ersäufen. An gewissen Stellen aber könnten wir in höchster Not die Bergwasser zu furchtbarem Ueberfall verwenden: eine Sprengung der Staumauer am Ritomsee müsste eine Wasserflut erzeugen, die jeden in die Leventina eingedrungenen Feind erbarmungslos vernichten würde!

In diesen Zusammenhang gehört noch ein Wort über den Unterschied zwischen Ueberfall und Handstreich. Auf den ersten Blick bedeuten Ueberfall und Handstreich das Gleiche, oder sie scheinen doch nur in der Grösse der kriegerischen Unternehmung zu unterscheiden. Der Handstreich ist aber keineswegs gleichbedeutend mit einem Ueberfall geringeren Umfanges. Wohl weist ein Handstreich in der überraschenden Plötzlichkeit seiner Ausführung grosse Aehnlichkeit mit dem Ueberfall auf; allein die Ziele, die ein Handstreich zu erreichen sucht, sind doch häufig andere. Während der Ueberfall, wie wir ihn verstehen, die Vernichtung des Gegners will, kann der Handstreich auch anderen Zwecken dienen: der raschen Einnahme von entscheidenden Stellungen, wie Passhöhen, Brücken und selbst von Festungen (Lütich 1914), oder auch der Beschaffung wichtiger Nachrichten durch Erbeuten von Waffen, Dokumenten und Gefangenen. Der Handstreich stellt also begrifflich einen Ueberfall mit besonders befohlenen Zwecken dar.

II.

Die alten Eidgenossen haben ihre grossen Siege fast ausschliesslich durch Ueberfall errungen. Wir wollen uns nun kurz den Kampf am *Morgarten* und die Schlacht bei *Murten* in Erinnerung rufen, um auf diese Weise dem Geheimnis erfolgreicher Ueberfälle näher zu kommen; und dann zum Vergleich auch einen missglückten Ueberfall, die *Genfer Escalade*, behandeln, um womöglich herauszufinden, worin beim Ueberfall das Entscheidende liegt.

Die *Schlacht am Morgarten* zeigt uns, wie tatsächlich erst ein fehlerhaftes Verhalten des Feindes die Voraussetzungen zum Gelingen eines Ueberfalles schafft; sie lehrt uns ferner, dass zum Ueberfall mehr noch als zu andern kriegerischen Unternehmungen Glück gehört. Wenn Clausewitz*) sagt, dass keine menschliche Tätigkeit mit dem Zufall so beständig und so allgemein in Berührung stehe wie der Krieg, und dass mit Zufall und Ungefähr das Glück einen grossen Platz im Kriege einnehme, so gilt dies in ganz besonderem Masse von der Kampfart des Ueberfalles. So wollen wir denn am Beispiel von Morgarten nicht nur den Fehlern des Gegners nachgehen, sondern auch zu erkennen suchen, wie weit das Kriegsglück seine Hand im Spiele hatte und ob es sich vielleicht durch kluge Massnahmen der Eidgenossen auf ihre Seite hinüberziehen liess.

In der «Schweizer Kriegsgeschichte», der wir hier folgen, berichtet Robert Durrer, wie die Schwyzer in der Voraussicht einer kriegerischen Auseinandersetzung mit den Habsburgern seit dem

*) Clausewitz, Vom Kriege. Insel-Ausgabe 1935, S. 76.

Jahre 1310 begonnen hatten, die Zugänge zu ihrem Lande zu befestigen. Verteidigungswerke, Letzimauern und Wälle wurden auf dem Rothenturmpass, am Südennde des Zugersees und am Hafen von Brunnen errichtet. Zur Verhinderung von Umgehungen dieser Anlagen wurden «die anschliessenden steilen Waldhänge und die Hochwälder der weitem Grenze nach als Landwehri gebannt, so dass das Gewirr der ungehindert aufwachsenden Stämme und das Dickicht des Unterholzes eine undurchdringliche Schranke bildeten».*) In diesem wohlüberlegten Befestigungssystem, wo nichts dem Zufall überlassen war, gab es bei Kriegsausbruch nur eine Lücke — den Engpass am Morgarten —, eine Lücke, die, wie Durrer bemerkt, «freilich einer Falle glich». Der Historiker will zwar mit dieser Bemerkung nicht so weit gehen, das Fehlen einer Letzi am Morgarten als beabsichtigt hinzustellen. Die Lücke war nicht offen gelassen worden, damit der Feind gerade dort einbrechen sollte, sondern die Befestigung hatte damals aus Zeitmangel nicht vollendet werden können. Beim grundlegenden Plan für die Landesverteidigung war es also nicht, wo die Eidgenossen auf ihr Kriegsglück vertrauten; hier wollten sie sicher gehen. Mit der Auffassung, dass die Lücke am Morgarten nicht beabsichtigt war, stimmt es überein, dass die Schwyzer den Feind zunächst bei Arth erwarteten und erst durch die bekannte Warnung Hünenbergs «Hütet euch am Morgarten» die wirkliche Einbruchsstelle erfuhren.

Einmal über den feindlichen Angriffsplan im klaren, konnten die Eidgenossen ihre Gegenwehr gründlich überdenken. Der erste Entschluss, den Gegner zunächst in das Gebirgsland eindringen zu lassen und dann an einer Stelle, wo die Bodengestaltung und die örtlichen Verhältnisse ihn stark behindern würden, über ihn herzufallen, war wohl bald gefasst. Was hätten die leichtbewaffneten Schwyzer auch aus den ihnen vertrauten Bergen heraustrreten und sich den schwerkgepanzerten Rittern zur offenen Feldschlacht stellen sollen! Der von vorneherein ungleiche Kampf konnte nur dort siegreich ausgefochten werden, wo das Gelände mithalf, die Nachteile der kleinen Zahl und schwachen Bewaffnung durch Behinderung des Reiterheeres weitgehend aufzuwiegen. Diese Ueberlegungen, so modern sie uns anmuten, waren sicher schon den alten Eidgenossen geläufig, und es ist fast unverständlich, dass später über den Ort der Schlacht ein jahrzehntelanger Streit entbrennen konnte. Nun ist der Kampfplatz wohl endgültig in das südlich des Aegerisees gelegene, unübersichtliche, durch felsige Querriegel in mehrere Räume zerteilte Sumpfgelände verlegt worden. In diesem Gelände war es, wo

*) Schweizer Kriegsgeschichte, Band I, Heft 1, Seite 73.

der Ueberfall glücken musste; Reiterei und Fussvolk waren an den schmalen Weg gebunden und jeder Möglichkeit beraubt, sich zur gewohnten Schlachtordnung zu entfalten.

Mit der Bestimmung des Schlachtfeldes ist aber beim Ueberfall am Morgarten noch nicht alles erklärt. Die Niederlage der Ritterschaft war wie erinnerlich deshalb vernichtend, weil das fremde Heer im Rücken durch den Steinschlag verwirrt und unmittelbar darauf, an schwierigster Stelle, auch von vorne angefallen wurde. So kam es, dass sich die Feinde, wie der zeitgenössische Chronist Johann von Winterthur berichtet, «wie Fische in einem Zugnetz» gefangen sahen. Die Schlacht am Morgarten setzt also ein Zusammenwirken verschiedener Kampfgruppen, mit andern Worten genaue Vorbereitung und Verabredung voraus. Die Ueberlieferung schreibt das Auslösen des grossen Steinschlages einer Schar von Verbannten zu, die zwar nicht Seite an Seite mit den freien Schwyzern kämpfen durften, die aber ihren bedrängten Landsleuten doch auf diese Weise zu Hilfe kommen wollten. Die Verabredung zwischen Eidgenossen und Verbannten war sehr gewagt und hat Grosses aufs Spiel gesetzt. Beinahe wäre denn auch das Zusammenwirken misslungen, da der Steinschlag von den Flühen aus etwas zu früh erfolgte, und die Schwyzer dann aus ihrem Hinterhalt heraustreten und den Rittern entgegenlaufen mussten. Zum Glück für die Eidgenossen war aber die im Rücken ihrer Feinde ausgebrochene Verwirrung schon so gross, dass auch die vordersten dem Anprall nicht lange standhielten und durch ihr Zurückweichen auf die Hauptmasse das Verhängnis vollends besiegelten.

Von der wohlüberlegten Vorbereitung des Ueberfalles zeugt aber ausser der Wahl des Kampfgebietes noch ein weiterer Umstand. Es ist ausgeschlossen, einen vernichtend wirkenden Steinschlag auszulösen, wenn die Felsblöcke und Baumstämme nicht vorher schon an geeigneter Stelle aufgehäuft worden sind. Im Augenblick, wo das Ritterheer sich dem Aegerisee entlang in Bewegung setzte, war es zu spät, Bäume zu fällen oder Fels-Trümmer zusammenzutragen. So müssen die Eidgenossen wohl unmittelbar nach der Warnung Hüenenbergs den Entschluss zum überfallweisen Kampf am Morgarten gefasst und auf Grund örtlicher Erkundung sowohl das Material auf den Flühen bereitgestellt als auch das Zusammenwirken von Steinschlag und lebendiger Stosskraft vereinbart haben .

Die Voraussetzungen für den Ueberfall am Morgarten wurden demnach durch gründlich überdachte Massnahmen geschaffen. Es bleibt noch zu untersuchen, inwieweit das Glück diese Vorbereitungen einer tüchtigen Führung ergänzt und mit dem Siege gekrönt hat. Ein glücklicher Umstand lag schon

darin, dass der Feind sich überhaupt zum Vormarsch durch den Engpass am Morgarten entschloss und dass sich dort, unmittelbar an der Strasse, Hänge von genügender Steilheit fanden, um den Felsblöcken und Baustämmen jene Wucht und unberechenbaren Sprünge zu geben, die einen Steinschlag so furchterregend gestalten. Das besondere Kriegsglück der Eidgenossen aber erkennen wir dort, wo trotz vorzeitiger Auslösung des Steinschlages die Unruhe im feindlichen Heer sich bereits zur Verwirrung gesteigert hatte und infolgedessen der lebendige Ansturm eine unerwartet grosse Wirkung erlangte. Der grösste Glücksfall für die Schwyzer bestand jedoch darin, dass die Ritterschaft den Kriegszug in das Bergland mit derartiger Sorglosigkeit antrat und sich im Engnis von Morgarten überraschen liess. Diese Sorglosigkeit ist nur durch eine gewaltige Unterschätzung des Feindes zu erklären; sie äusserte sich vor allem darin, dass der Vormarsch von Aegeri her ohne jede Sicherung angetreten wurde. Das Ausschicken von Spähern über die Höhen oder eine Vorhut auf der Talstrasse hätten genügt, um den ganzen Kampfplan der Eidgenossen zu vereiteln.

Das zum Gelingen unerlässliche Kriegsglück zeigt sich hier in der Missachtung des Kleinen durch den Grossen, also in Gestalt jenes psychologischen Fehlers, den der Starke zu allen Zeiten begangen hat und der den Schwachen immer wieder zur Hoffnung auf einen glücklichen Kampfausgang berechtigt.

Die *Schlacht von Murten* gehört nach landläufiger Auffassung zu den Ueberfällen; gekennzeichnet dadurch, dass auch hier der Mächtige den Schwachen missachtete, bis dann der stolze Burgunder Herzog seinen Hochmut unter den Schlägen der Eidgenossen büssen musste. Bei näherer Prüfung — zur Hauptsache an Hand der Darstellung Rudolfs von Fischer in der «Schweizer Kriegsgeschichte» — erkennen wir indessen, dass bei Murten sich zwar vieles nach der Weise eines Ueberfalles abgespielt hat, dass aber die Schlacht als Ganzes unter einem allgemeineren Gesichtspunkt gewürdigt werden muss. Oberstdivisionär Sonderegger hat dies mit folgenden Worten getan: «Die Schlacht von Murten ist eine der schönsten Waffentaten nicht nur der schweizerischen Geschichte, sondern der allgemeinen Kriegsgeschichte aller Zeiten. Bei gleichen Kräften die vollständige Vernichtung des Gegners, in *einem* Zuge und in kürzester Zeit, das ist das Ergebnis, das bei der Kriegsgeschichte nur vom Siege Hannibals bei Cannae übertroffen wird, wo eine Minderzahl von Puniern das stärkere römische Heer vernichtete. In allen übrigen kriegerischen Grosstaten aber wurde entweder der Endzweck, die Vernichtung des Gegners, nicht völlig erreicht, oder aber die Leistung wurde dem Sieger durch ein günstiges Kräfteverhältnis

erleichtert.»*) Das Besondere der Schlacht bei Murten liegt also in der Vernichtung eines gleichstarken Gegners durch einen gewaltigen, in einem Zuge vollendeten Angriff. Murten passt schon deshalb nicht in unsere Lehre vom Ueberfall als einer Kampfarmt des Schwächern, weil die Eidgenossen die gleiche zahlenmässige Stärke wie die Burgunder aufwiesen. Die Schweizer waren zudem ihren Gegnern an Kriegserfahrung und Gefechts-gewandtheit überlegen, und schliesslich liess sich auch die Kampfmoral des zusammengewürfelten fremden Heeres in keiner Weise mit der begeisterten Entschlossenheit der Eidgenossen vergleichen. Murten ist vielmehr das Vorbild für einen hemmungslosen, unbändigen Angriff, der überfallweise einsetzt und, dem Wüten eines Wildbaches gleichend, alles mit sich fortreisst. Wir haben es hier mit einem plötzlichen, ungestümen Angriff zu tun, der den Feind buchstäblich überrannt und innert weniger Stunden ein glänzendes Heer zertrümmert hat.

Bei Murten waren zwar die Voraussetzungen zu einem regelrechten Ueberfall auch vorhanden. Der grundlegende Fehler, den der Feind beging, lag sowohl im Hochmut Karls des Kühnen und in seiner Unterschätzung der Eidgenossen, als auch namentlich in seiner Unbelehrbarkeit und Halsstarrigkeit. Bis zu allerletzt wollte Karl nicht an einen ernsthaften Angriff glauben, und als er endlich zu Pferde stieg, war es zu spät und seine Niederlage schon besiegelt. Mit dem Wesen des Ueberfalles aber lässt es sich nicht vereinbaren, dass der Burgunderherzog um den Anmarsch der Eidgenossen wusste, ja dass er selber am Tage zuvor ihnen auf Kundschaft entgegengeritten war und versucht hatte, sich in ihre Aufstellung Einblick zu verschaffen. Das Nichtwissen um die Vorbereitungen des Gegners war es, das auf der burgundischen Seite zum Ueberfallenwerden fehlte. Die Heimlichkeit der Bereitstellung als Merkmal eines Ueberfalles fehlte aber auch bei den Eidgenossen. Das Entsatzheer versuchte es übrigens gar nicht, seinen Anmarsch geheim zu halten; denn sein Erscheinen allein bewirkte schon eine fühlbare Entlastung in der Belagerung von Murten. So gelang es den Eidgenossen schon einige Tage vor der Schlacht, durch ihre blossе Gegenwart und Angriffsdrohung die Burgunder in Unruhe zu versetzen. Dies alles passt aber nicht zum klassischen Ueberfall, und erst recht nicht der Umstand, dass die Schweizer durch Vornahme feudalherrlicher Feierlichkeiten am Entscheidungstage viel kostbare Zeit verloren. Wohl galt es nach damaliger Anschauung als besondere Auszeichnung, den Ritterschlag im Angesicht des Feindes zu empfangen. Allein, diese Förmlichkeit lässt sich mit dem Wesen des Ueberfalles, der blitzschnelles Handeln verlangt,

*) Vorwort zu P. E. de Vallière, «Murten».

unmöglich vereinbaren. Es ist geradezu unverzeihlich, wenn die Anführer der Eidgenossen während des Vormarsches zur Schlacht anhalten und eine grosse Zahl von jungen Leuten feierlich zum Ritter schlagen liessen. Wir verstehen es nur zu gut, dass die einfachen Kriegsknechte ob solchem Zeitverlust ungeduldig wurden und heftig zu murren anfangen.

Eine Kampfhandlung, die auf diese Weise aller Heimlichkeit entkleidet wird und der vollen Ueberraschung entbehrt, können wir nicht mehr als Ueberfall bezeichnen. Und doch erscheint uns Murten in anderer Beziehung auch für die Lehre vom Ueberfall wieder als leuchtendes Vorbild. Der bestvorbereitete Anschlag bringt uns doch nur halben Erfolg, wenn er nicht mit dem wilden Ungestüm und dem unaufhaltsamen Schwung durchgeführt wird, der die Eidgenossen vor Murten beseelte. Solchem letzten Einsatz des Angreifers wird dann fast zwangsläufig beim Ueberfallenen ein Ausbruch von Panik folgen, und damit hat die Vernichtung gewonnenes Spiel.

Angriff bis zum Aeussersten und Kampf bis zur Vernichtung, das allein verschafft auch im Ueberfall den restlosen Sieg, und das ist es, was wir für alle Zeiten aus der Schlacht von Murten lernen sollen.

Die *Escalade von Genf*, 12. Dezember 1602, ist als Ueberfall zwar gelungen, als Kampfhandlung aber, weil auf den Anfangserfolg unmittelbar der Rückschlag folgte, misslungen. Das Kriegsglück blieb diesmal trotz unverzeihlicher Fehler bei den Ueberfallenen.

Die Genfer kannten aus vielen Kriegen ihren unerbittlichen Gegner, den Herzog von Savoyen und seine Verbündeten, genau. Sie wussten, dass von langer Hand ein neuer Anschlag auf die Stadt vorbereitet wurde; man sprach sogar davon, dass der Feind versuchen werde, die Mauern mit Sturmleitern zu erklettern.*) Allein, mit dem Eintritt der kalten Jahreszeit glaubte die Bürgerschaft die Gefahr wieder für einmal vorbei und überliess sich sträflicher Sorglosigkeit. Darin wurde sie noch bestärkt durch den freundschaftlichen Besuch eines savoyardischen Würdenträgers, der anfangs Dezember in die Stadt kam, angeblich, um nachbarliche Zwistigkeiten zu erledigen, in Wirklichkeit aber, um die Genfer zu täuschen und in Sicherheit zu wiegen. Der Erfolg dieser Täuschung war so gross, dass nicht einmal die Nachricht vom Anmarsch des Feindes am Abend des 11. Dezember die Bürger aus ihrer Ruhe zu schrecken vermochte. Der Angreifer hat also hier die ungünstige Lage, in die sich der Gegner als Voraussetzung zum Ueberfallenwerden zu begeben

*) Schweizer Kriegsgeschichte, Band III, Heft 5, Seite 128 ff.

hatte — das Nachlassen in der Wachsamkeit — bewusst gefördert und es nicht bloss darauf ankommen lassen, ob jener den erwarteten Fehler von selber begehen würde. Infolge dieser Sorglosigkeit gelang es dann einer Sturmtruppe von 200 Savoyarden über die Mauern in die Stadt einzudringen und die Besatzung der Tore von hinten anzugreifen. Verzweifelt war die Lage namentlich bei der Porte Neuve, wo draussen die feindliche Hauptmacht auf der Lauer lag und auf die Gelegenheit zum Einbruch wartete. Hier glückte es aber im letzten Augenblick einem wackeren Genfer, der in der allgemeinen Verwirrung seine Besonnenheit behielt, das Fallgatter hinunterzulassen, so dass die Kerntruppe der Angreifer ausgeschlossen blieb. Mit den Eindringenden, aber, die von aussen nicht unterstützt werden konnten, wurde die aus ihrer Betäubung erwachte Bürgerschaft innert kurzer Zeit endgültig fertig.

Das Glück der Genfer wollte es, dass ein einziger Mann, Isaac Mercier, im kritischen Augenblick den Kopf nicht verlor und dadurch seine Vaterstadt rettete. Der Ueberfall war gelungen, aber beim Angreifer blieb das Glück aus und mit ihm der Abschluss des Kampfes, das erbarmungslose Niederringen des Gegners. Damit blieb beim Ueberfallenen auch die Panik aus, jener Ausbruch sinnloser Angst, der bei jeder Niederlage lauert und ohne den eine völlige Vernichtung nicht denkbar ist. Wohl nirgends steht die Entscheidung so auf des Messers Schneide wie beim Ueberfall, und ein Nichts kann hier das Schicksal wenden. Denn es scheint, dass auch der Angreifer sich in einem Zustand derartiger Erregung befindet, dass bei unerwarteten Zwischenfällen sein Ueberlegenheitsgefühl plötzlich in Mutlosigkeit umschlagen kann. Als die in Genf eingedrungenen Savoyarden den Misserfolg an der Porte Neuve sahen, brach ihr Kampfwille zusammen; sie kamen sich in der fremden Stadt vor wie überraschte Diebe, gaben ihre Sache verloren und suchten ihr Heil nur noch in der Flucht. Nun war es an den Genfern, neuen Mut zu fassen, mit frischen Kräften anzugreifen und ihren Gegner zu vernichten.

III.

Nach diesem kriegsgeschichtlichen Rückblick, der durch eine Reihe von weiteren Beispielen, namentlich aus den Appenzeller Freiheitskriegen, ergänzt werden könnte, haben wir über das Wesen des Ueberfalles im Vergleich zum gewöhnlichen Angriff wohl die nötige Klarheit gewonnen.

Wir kommen immer wieder darauf zurück, dass die wichtigste Voraussetzung für einen Ueberfall darin besteht, dass der Gegner sich infolge von eigener Unüberlegtheit, Unvorsichtigkeit oder Sorglosigkeit in eine ungünstige Lage begibt. Indessen

braucht das Verhalten des Gegners nicht immer fehlerhaft zu sein. Dann nämlich nicht, wenn der Feind, der bei uns eindringt, geradezu gezwungen ist, sich der Gefahr eines Ueberfalles auszusetzen; wenn also die Bodengestaltung einen gefahrlosen Vormarsch gar nicht erlaubt und das Gelände mit seinen Schluchten, Bergen und Wäldern wirklich unser Bundesgenosse ist. Da setzt unser Land selber die Bedingungen zum Ueberfall, und wir brauchen eigentlich nur zu warten, bis die Gelegenheit sich bietet. Anders ist es in den Fällen, wo erst ein taktisch unrichtiges Verhalten oder ein psychologischer Fehler des Gegners die Voraussetzungen zum Ueberfall schafft. Das blosse Abwarten der günstigen Gelegenheit wäre für uns auch hier möglich; denn einen unfehlbaren Gegner gibt es überhaupt nicht, und gerade der Schwache darf es wagen, auch mit der Ueberheblichkeit und Verblendung des Starken zu rechnen. Das tatenlose Zuschauen aber, das blosse Hoffen auf eine Gelegenheit zum Ueberfall wäre unserer ganzen Kriegsgeschichte und unserer militärischen Erziehung nicht würdig. So ist die eingangs erwähnte Manöverbesprechung zu verstehen: dass wir durch aktive Kampfführung — Verschleierung der eigenen Absicht und Täuschung des Gegners — unsern Feind zu einem Fehler verlocken, ihn in eine ungünstige Lage ziehen und dann über ihn herfallen sollen. Zwar ist es richtig, dass Verschleierung und Täuschung nur Erfolg haben, wenn auch der Gegner dabei einigermassen mithilft, sich also selber irreführen und täuschen lässt. Doch gehört Verschleierung der eigenen Absicht zu jedem gut durchdachten Kampfplan, und auch der Versuch einer Täuschung wird sich immer lohnen. Wenn sich aber die für den Gegner ungünstige Lage nicht einstellen will und alle Listen bei ihm nicht verfangen, so müssen wir hellsehtig genug sein, dies rechtzeitig zu erkennen und daraus den notwendigen Schluss zu ziehen: für diesmal auf den Ueberfall zu verzichten und eine bessere Gelegenheit abzuwarten.

Zum Ueberfall gehört ferner ein Kampfwille, der wie bei Murten zum Aeussersten entschlossen ist. Der Angriff muss so plötzlich und mit solcher Wucht einsetzen, dass der Gegner die unerhörte Spannung nicht aushält und seelisch zusammenbricht. Heimlichkeit in der Vorbereitung und augenblickliches Losschlagen, dann rücksichtslose Entschlossenheit und Kampf bis zur Vernichtung; ohne diese Verfassung beim Angreifer gibt es keinen erfolgreichen Ueberfall. Die seelische Erschütterung muss sich beim Ueberfallenen innert kurzer Zeit zur Panik steigern; denn sobald er sich von seiner Ueberraschung erholen und einen geordneten Kampf aufnehmen kann, ist der Anschlag schon zur Hälfte misslungen. Wir wissen aus dem Beispiel der Escalade,

dass beim Ueberfall die seelische Erregung auf beiden Seiten ungeheuer ist, und dass gerade auch der Schwächere, der in Minderzahl angreift, einem Rückschlag ausgesetzt ist. Wo also Verwirrung und Panik zuerst ausbrechen, auf dessen Seite ist die Niederlage besiegelt. Dann ereignet sich beim Besiegten all das Unfassbare, das Clausewitz so grausam wahr schildert: die Masse zieht auch die Besten zu sich hinab in die niedere Region der tierischen Natur, die vor der Gefahr zurückweicht und die Schande nicht kennt.

Der Angreifer kann durch die Plötzlichkeit und Wucht seines Ueberfalles den Ausbruch einer Panik beim Gegner begünstigen, keineswegs aber erzwingen. Ob der Ueberfallene auch in verzweifelter Lage kaltes Blut bewahrt oder aber rettungslos zusammenbricht, hängt ab von Kräften, die sich der menschlichen Voraussicht entziehen; es hängt ab vom Glück. Wir sind dem Kriegsglück als einer notwendigen Voraussetzung zum siegreichen Ueberfall schon am Morgarten begegnet; hier aber erkennen wir seine allgemeine, für den Ueberfall geradezu entscheidende Bedeutung. Wenn das Glück nicht auf unserer Seite ist, wird der Gegner nicht seelisch zusammenbrechen, und wenn dies nicht rechtzeitig, fast unmittelbar nach dem Losschlagen geschieht, so laufen wir als die Schwächeren selber Gefahr, die Belastung nicht auszuhalten und geschlagen zu werden. Das Beispiel des Ueberfalles zeigt uns auch, ein wie tiefer Sinn im alten Soldatenwort liegt, dass Glück auf die Dauer nur der Tüchtige hat. Der Tüchtige allein wird beim Ueberfall seelisch beherrscht und damit siegreich bleiben. Wiederum ist es unsere Geschichte, die uns zeigt, worin hier die Kriegstüchtigkeit besteht: Die alten Eidgenossen haben auf ihre gute Sache und auf ihre eigene Kraft vertraut; sie waren, gründlich ausgebildet und zweckmässig ausgerüstet, zum letzten Einsatz entschlossen. Darum kannten sie weder seelischen Zusammenbruch, noch schmachvolle Panik, und darum trat das Glück auch in so vielen Schlachten beherzt auf ihre Seite.

Es gibt aber noch andere Voraussetzungen, die für das Gelingen eines Ueberfalles beim Angreifer erfüllt sein müssen: die Kenntnis der Lage beim Gegner und die eigene Ueberfallsbereitschaft.

Der grösste Fehler, den der Feind begehen kann, die ungünstigste Lage, in die er sich begeben mag, nützen uns nichts, wenn wir die Gelegenheit nicht erkennen. Bei mangelhafter Kenntnis der Verhältnisse, bei einem ins Ungewisse gewagten Anschlag wird es vielleicht zu einem glücklichen Angriff langen; das eigentliche Kampfziel aber, Vernichtung durch Ueberfall, wird der Schwächere kaum erreichen können. Wer damit rechnet, jede

Gunst des Geländes und jeden Fehler des Gegners zum Ueberfall auszunützen, muss die Lage genau kennen, mit andern Worten, er muss gute Meldungen besitzen und über einen zuverlässigen Nachrichtendienst verfügen. In dieser Beziehung können wir uns auch wieder die alten Eidgenossen zum Vorbild nehmen. Von jeher haben sie dem Ausbau ihres Nachrichtendienstes alle Aufmerksamkeit geschenkt und oft waren dessen Erfolge von grösster Bedeutung. So beruht es, wie schon der Historiker feststellt, sicher nicht auf Zufall, dass die Schwyzer in ihrem ersten Freiheitskrieg die von den Oesterreichern gewählte Einbruchsstelle am Morgarten durch die Pfeilmeldung Hünenbergs noch rechtzeitig erfuhren. In den Burgunderkriegen aber hat der Nachrichtendienst der Eidgenossen geradezu vorbildlich gearbeitet. Eine grosse Zahl von Kundschaftern berichtete, von einander unabhängig und auf verschiedenen Wegen über die Vorbereitungen und den Anmarsch des Gegners. Dabei handelte es sich nicht nur um geringe Leute, die sich als Händler verkleidet auf allen Märkten des Welschlandes herumtrieben, sondern auch um Hochgestellte, die in die Feldkanzleien Eingang hatten und sich die geheimsten Urkunden, sogar die berühmten taktischen Anordnungen Karls des Kühnen und seine genaue Truppengliederung zu verschaffen wussten.*) Wenn wir einmal daran denken, überfallweise zu kämpfen, so ist für uns die Wichtigkeit eines guten Nachrichtendienstes gegenüber früheren Zeiten keineswegs geringer geworden; im Gegenteil, die Schnelligkeit, mit der sich gerade die ersten kriegerischen Bewegungen abspielen werden, zwingt auch uns zu immer rascherem Handeln. Die günstige Gelegenheit zum Ueberfall muss sofort erkannt und ergriffen werden. Dies ist aber nur möglich, wenn bei uns die Nachrichten über den Feind rechtzeitig eintreffen und ausserdem eine sichere Grundlage für den Entschluss bilden. Für unsere Art der Kriegführung, wie für die Freiheitskämpfe der alten Eidgenossen, bildet ein zuverlässig arbeitender Nachrichtendienst eine unbedingte Notwendigkeit.

Die Forderung nach grösster Schnelligkeit in Vorbereitung und Ausführung leitet über zur Bedeutung der Ueberfallsbereitschaft. Es handelt sich dabei sowohl um die rasche Bereitstellung als auch um das augenblickliche Losschlagen, wenn die Gelegenheit gekommen ist. Für beides ist unsere Kriegsgeschichte an guten Beispielen arm. Bei den alten Eidgenossen gehörten eben zu einer Schlacht, die dieses Namens würdig sein sollte, noch bestimmte feierliche Handlungen, wie das gemeinsame Ge-

*) P. E. de Vallière, «Murten», 74.

bet im Angesicht des Feindes, denen gegenüber die Schnelligkeit des Kampfbeginnes an Wichtigkeit zurücktrat. Heutzutage aber ist im Kriege jede Romantik verschwunden, und für den Kampf ist nur noch der nackte Erfolg massgebend, der in kürzester Zeit und mit allen Mitteln erreicht werden muss. In bezug auf diese moderne, völlig hemmungslose Art der Kriegführung, wozu auch flinke Bereitstellung und plötzliches Losschlagen gehören, sind wir noch recht rückständig. Die Umständlichkeit in den Bereitstellungen und die Langsamkeit im Auslösen überraschender Angriffe kann uns, wenn wir solche Schwächen nicht bald zu überwinden vermögen, in einem künftigen Kriege um den verdienten Erfolg bringen.

Die Lehre von der Ueberfalltaktik nimmt bei uns gewöhnlich an, dass der Kampf im eigenen Lande gegen einen fremden Eindringling geführt wird. Obschon diese Auffassung in unsern geschichtlichen Verhältnissen begründet ist, unterliegt es doch keinem Zweifel, dass man einen unvorsichtigen Gegner auch mitten in Feindesland überfallen kann. Die Beispiele hiefür dürften aber selten sein, und zwar aus dem Grunde, weil der Ueberfall zum Gelingen eine genaue Kenntnis der Oertlichkeiten und der Lage beim Gegner voraussetzt, und diese Kenntnis in fremdem Land meist nicht in genügendem Masse vorhanden ist. Es kommt auch nicht von ungefähr, dass die Eidgenossen der Freiheitskriege ihre Gegner in den heimatlichen Bergen durch Ueberfall besiegten, dass sie aber diese Kampfarm, die doch das Geheimnis ihrer Erfolge zu enthalten schien, in den ennetbirgischen Kriegszügen von selber fallen liessen. So dürfen wir annehmen, dass die Lehre vom Ueberfall auch heute noch stillschweigend voraussetzt, der Kampf finde im eigenen Lande, unterstützt durch genaue Geländekenntnis und alle andern erlaubten Hilfsmittel statt.

Wenn wir aber beim Ueberfall an den Kampf im eigenen Lande denken, so stossen wir heute mehr denn je auf die Frage des Raumes. Die Schweiz ist ein kleines Land, und die Ueberfalltaktik braucht in aktiver und passiver Hinsicht weitesten Kampfraum. Wer aktiv jede Gelegenheit ergreifen will, um über seinen Gegner herzufallen, muss grösste Operationsfreiheit besitzen; anders kann er nicht den Krieg, bald da bald dort auftauchend, beweglich führen oder weitausholend in Flanke und Rücken des Gegners gelangen. Und umgekehrt, wer passiv als Opfer eines Ueberfalles ausersehen ist, soll durch die Grösse des fremden Landes gezwungen sein, die Kräfte zu zersplittern und seine Heeresteile auseinandergezogen der Gefahr gesonderter Ver-

nichtung auszusetzen. In dieser Beziehung haben sich für die Schweiz die Verhältnisse gegenüber früher gewaltig verschlechtert, und die Enge des Kampfraumes wird für unser Land nachgerade zu einer Schicksalsfrage. Die Gelegenheit zum Ueberfall lässt sich bei uns nicht künstlich dadurch schaffen, dass wir in das Landesinnere ausweichen und den Gegner in ein ihm unbekanntes Gelände hineinlocken; dafür ist unser Kampfraum zu klein. Wir können es uns schon aus kriegswirtschaftlichen Gründen unmöglich leisten, wie es in den Nachkriegsjahren zeitweise gelehrt wurde, von der Grenze hinweg in bloss hinhaltenden Gefechten abzubauen, unser halbes Gebiet in beweglicher Kampfführung preiszugeben und die ganze Armee auf eine zentral gelegene Hauptstellung zurückzuziehen. Wäre die Ueberfalltaktik nur auf Kosten solchen Raumverlustes zu verwirklichen, so müssten wir darauf verzichten.

Der überfallweise Kampf braucht sich bei uns aber nicht ausschliesslich auf die Ausnützung des Raumes zu stützen, sondern er kann sich nun vornehmlich auf die gewaltig gesteigerte Waffenwirkung verlassen. Die neuzeitliche Verstärkung der infanteristischen Feuerkraft hat die Aussichten für einen Ueberfall, der sich sozusagen stehenden Fusses ausführen lässt, erhöht. Ueber raschend einsetzendes Maschinengewehrfeuer, nicht mehr blosses Anstürmen, ist es, das jetzt den Gegner mit plötzlichem Schlag zertrümmert, seinen Kampfwillen vernichtet und den Zusammenbruch herbeiführt. Im Feuerüberfall liegen heute mehr denn je die Erfolgsaussichten des Schwächern. Kampfraum und Manövrierkunst sind dann nur Mittel zum Zweck, um das eigene Vernichtungsfeuer zur rechten Zeit und an der richtigen Stelle einzusetzen.

Der Truppenkörper aber, der sich für diese Art des Ueberfalles am besten eignet, ist das Bataillon. Unser neues Bataillon besitzt sowohl genügende Feuerkraft, um auch grössere feindliche Verbände anzufallen, als auch genügende Beweglichkeit, um seine Kampfmittel rasch zur Wirkung zu bringen und jede Gunst des Augenblickes auszunutzen. Die taktische Ausführung des Ueberfalles ist also Sache des Bataillons. Die operative Anlage der Unternehmung aber kommt eher dem Regiment zu. Das Regiment kann dank seiner Nachrichtenmittel die Gelegenheit früh erkennen, den Anmarsch und die Bereitstellung zweckmässig anordnen, das Kampfbataillon für den Ueberfall freimachen und den so wichtigen Schutz in Flanke und Rücken übernehmen; denn jeder Ueberfall erfordert umfassende Vorbereitung und Sicherung. Der Bataillonskommandant muss aller Nebenauf-

gaben enthoben sein. Er soll nur ein einziges Ziel, den Ueberfall, vor Augen haben und dieses mit äusserster Kraft zu erreichen trachten. Das Regiment aber hat alle Begleithandlungen zu übernehmen und auch dafür zu sorgen, dass das Kampfbataillon sich wieder vom Gegner lösen und ungehindert zurückkehren kann. Gerade die Aufgaben, die sich nach dem eigentlichen Ueberfall stellen, erfordern die allgemeine Leitung durch das Regiment oder einen höhern Verband.

So kann bei uns der Mangel an weitem Kampfraum zu einem grossen Teil durch die eigene Feuerkraft selbständiger Truppenkörper und durch eine gute Führung von Bataillon und Regiment ausgeglichen werden.

IV.

Die eingangs gestellte Frage, ob wir unser Kampfverfahren planmässig oder gar ausschliesslich auf die Ueberfalltaktik hin ausbauen sollten, lässt sich nach Abschluss unserer Untersuchung wie folgt beantworten:

Wir müssen in jeder Kampfarm geübt sein und dürfen nicht von vorneherein nur an den Ueberfall, geschützt durch unsere Berge und Wälder, denken. Die Kleinheit unseres Landes zwingt uns schon, den Feind mit äusserster Kraft an der Grenze abzuwehren; ihn mit Absicht in das Innere zu locken, wäre töricht. Dies alles sagt uns der nüchterne Verstand. Im Herzen aber bewahren wir, gegründet auf die Lehren unserer Kriegsgeschichte, das Wissen um den Ueberfall und seine vernichtende Wirkung. Wohl ist es schwer, beim Gegner die ungünstige Lage als Voraussetzung zum Ueberfallenwerden herbeizuführen und augenblicklich auszunützen; wohl ist es ungewiss, ob unser Schlag ihn so plötzlich und erschütternd treffen wird, dass Verwirrung und Panik in seinen Reihen ausbrechen. Allein wir müssen wie die alten Eidgenossen aufs Ganze gehen, und wir wollen darauf vertrauen, dass das Kriegsglück noch immer dem Tüchtigen und Wagemutigen geholfen hat.

So greifen wir, wenn der Feind trotz allem in unser Landesinnere eindringen kann, entschlossen zum Ueberfall. Es ist die Kampfarm der kühnen Gelegenheit; einer Gelegenheit, an der es nie fehlen wird, so wahr der Starke den Schwächern immer missachtet und unterschätzt. Diese Gelegenheit erkennen, mit raschem Entschluss über den Gegner herfallen und ihn niederringen bis zur Vernichtung, das ist der Ueberfall. Ein siegreicher Ueberfall ist das höchste Kampferlebnis für Führer und Truppe; er ist mehr, weit mehr als jeder Angriff und ist mit Recht des letzten Einsatzes wert.